

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** Blatt aus einem Wandertagebuch  
**Autor:** Marilaun, Carl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572973>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Rathaus zu Rheinfelden. Ostwand des Hofes mit der alten Freitreppe und dem Wandgemälde (Winfrieds Geblüt) von Paul Altherr, Basel.

immer im Gleichgewicht mit dem Einzelnen; im wesentlichen ergeben sich solche Differenzen aus der notwendig typisierenden Tendenz des Wandstils, besonders hier, wo nicht Persönlichkeiten gegeben werden, sondern der bewegte Rhythmus eines historischen Momentes.

Die malerischen Qualitäten der Rheinfelder Wandbilder sind so wohl ausgeglichen, daß der Eindruck bleibend und maßgebend ist: Paul Altherr hat uns hier zwei ganz moderne Schöpfungen geschenkt, die im Verein mit Architektur und Plastik den Rathaushof der alten Waldstadt würdig zieren. Stilgemäß, wie ein reicher Teppich, belebt das geistreich aufgefaßte Historienbild die Treppenwand; dekorativ, im besten Sinne des Wortes, wirkt der malerische Schmuck des Zifferblattes über der Fensterreihe der alten Ratsstube.

Jules Coulin, Basel.



## Blatt aus einem Wandertagebuch.

Von Carl Marilaun, Wien.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Das war an der Aare im Berner Land, daß wir uns trafen.

„Se, holla, von wo sind wir denn her?“

„Weiß ich's, Bruder?“

Ich schob die Äpfeln auf eine gewisse Weise in die Höhe, daß sie wie zwei magere Zaunstecken über einer Gartentür standen; denn im Stehenbleiben floß mir der Novemberregen wie ein Fischbach mit Saibling und Forellen ins Genick.

„Weiß ich's, Bruder, wo ich her bin? Mußt übrigens nicht fragen, bei dem Regen. Wenn ich den Mund aufstu, fischt er mir mit den längsten Schnüren in die Gurgel hinunter, findet aber keinen trockenen Faden an meiner Figur. Und wenn ich stehen bleib, bin ich überhaupt nur ein Loch, das Wasser sauft. Meiner Seel, du, wie eine Dachrinne komm' ich mir vor, die ihr Elend durchrinnen läßt!“

Inzwischen kam er auch schon im Generalmarsch, der Regenwind von der Aare, auf der die Eischollen ihre grünen Köpfe übereinanderstießen, und trommelte uns das nasse Schrot händevoll hintenüber in die Hälse hinein.

Da standen wir denn, machten uns schlank und sahen einer dem andern in die Augen. Hinten in den Katarhdünsten baute sich derweilen die alte Stadt mit Turm und Lauben, Tor, Bastei und Brücken in den erstorenen und verschleimten Regentag hinein. Weit weg schrie eine Lokomotive, und der Zug fraß sich wie ein glühender Wurm über die eiserne Aarebrücke. Als dann ertrank er irgendwo im Wasser und wurde nicht mehr gesehen.

Wir lasen unsern Weg vom Kilometerstein neben der Straße herunter und begaben uns wieder in Trab. Regenschirm hatten wir keinen, auch nicht Galoschen; hingegen ging ich auf meinen leichten Füßen und hatte Löcher in den Sohlen, sodaß ich seit sieben Stunden als Wasserkunst über die Erde fuhr und mit jedem aufgehobenen Schritt meine nasse Persönlichkeit nach unten zu filtrierte. Wer mich jetzt von der Landstraße weg zwischen zwei buchenhölzernen Wäschemangeln durchgewunden hätte, wäre um das Wasser für einen sechzehnständigen Waschtage nimmermehr in Verlegenheit gewesen.

Indessen nützte es nichts, derartige Betrachtungen anzustellen. Ich holte meinen linken Fuß aus einer Regenlache, wo ich ihn beinahe vergessen hätte, zog ihn an mich, und hui, rann mir das schöne kühle Wasser zwischen allen fünf Zehen durch.

Wie sagte sie doch, die alte Frau im Oesterreichischen? Schau nur, mein lieber Bub, daß du mir immer trockene Füße haßt, hörst es, du?

Natürlich hört er dich, liebe Mutter!

Es war an der Aare, eine Stunde vor Aarstadt, daß man sich traf. Ich hatte ihn früher im Leben nie gesehen und er mich nicht, und nun fädelt uns das Schicksal auf der Landstraße an einen Faden, sodaß wir eine Weile aneinanderhängen und miteinander gegangen sind, bis — aber ich will das schon lieber der Reihe nach erzählen.

Es stellte sich heraus, daß wir einen Weg hatten, nämlich, daß er nach Aarstadt wollte und ich gegen das Mitkommen nichts einzuwenden fand. Also kamen wir in Schritt, und ich sah mir zuweilen von der Seite meinen frischgefangenen Wanderkameraden an. Man konnte zunächst nicht sagen, daß er um einen Ton zuviel von sich gegeben hätte, sondern er schwieg sich ernsthaft und nachdrücklich aus, was mir umso wunderbarer erschien, weil er es doch gewesen war, der mich angerebet und gefragt hatte, von wo ich her sei. Aber da sich nun der Weg aus dem Winde drehte und wir den Regen bloß von hintenher in den Rücken bekamen, fuhr ich mir mit der Zunge über die Lippen und dachte nach, was anzufangen wäre, um mich bei dem neuen Kollegen in Beleuchtung zu setzen. Denn soviel hatte ich schon vom bloßen Hinsehen weg, daß mir da ein besonderlicher Kunde an den Händen ging. Er war ganz anders und doch auch wiederum nicht anders als die Pennbrüder, Stromer und Schnallenbrüder, mit denen man in der Herberge zusammensitzt und einen Tag oder zwei gemeinsame Fahrt macht. Seine Schuhe waren vielleicht um mehreres besser als die meinen, aber es war nicht das; denn in seinem sonstigen Aufzug gab er mir nicht viel vor, und man sah es ihm an, daß er so gut wie unsereiner nicht aus

einem Bett kam, das extra für ihn überzogen worden war. Seine Profession zu erraten, hätte gerade so wie der ganze Mensch Kopfzerbrechen gemacht, und am Ende wäre man erst auf das Unrichtige gekommen. Ich beschloß also, ihn zu fragen. Ich empfand überhaupt recht schaffene Sehnsucht, das Mundwerk in etwelche Bewegung zu versetzen und den Stimmstock aufzustellen, der mir von der siebenstündigen Schweigsamkeit dieses Wandertages umgefallen und ins Kisten gekommen war.

Ich murrte also mit Diplomatie und Zartförmigkeit: „Ja also, Bruder, das ist dir schon ein Sauwetter! Und von wo ich herkomme, willst wissen?“

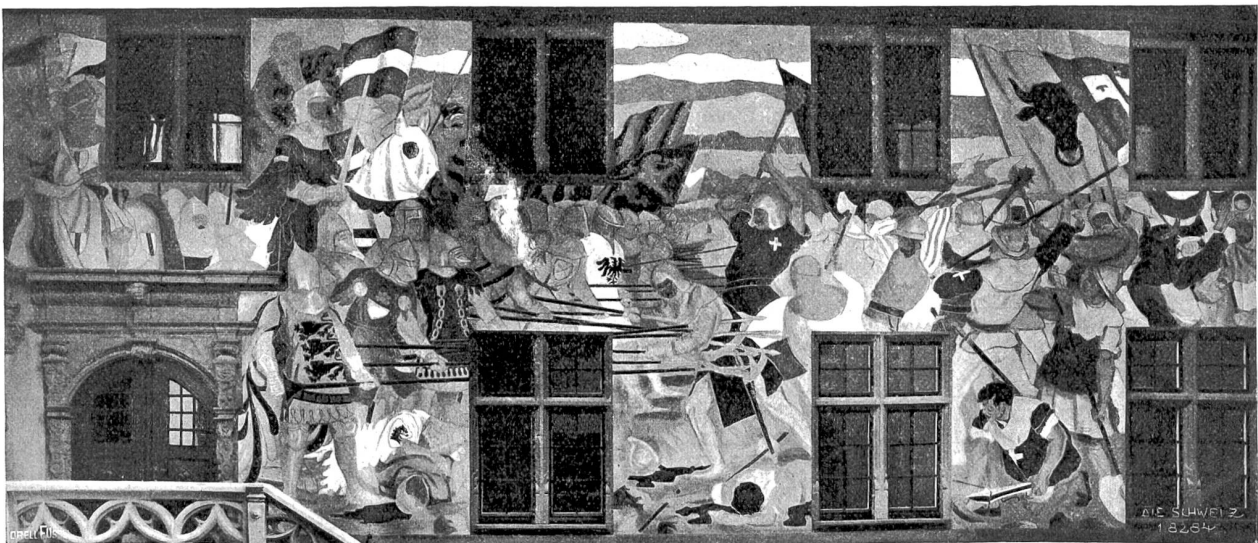
Mein Kamerad blieb stehen. Aber nicht um die Antwort zu geben, sondern einfach, weil er husten mußte, was er augenscheinlich nicht unterm Gehen abmachen wollte. Uebrigens nahm es den Menschen ganz erbärmlich her, und obgleich mich's nichts anging, legte ich ihm ungefragt meine Meinung aufs Herz, daß ein Lindenblütentee und ein warmer Ziegel unter die Füße für seinesgleichen nicht zu verachten wäre. Er sagte nichts, sah aber mich und ich ihn an, und ich stellte fest, daß er schlecht ausah und um seine dünnen Lippen zwei tiefe Falten hatte, die ihn, ich weiß nicht, hochmütig oder menschenfeindlich oder vielleicht auch bloß krank aussehend machten. Unter der Hutkrempe weg lief ihm ein ganz nasser, dunkelblonder Strähn Haare glatt hinter's Ohr. Er mußte sich ihn öfter mit den Händen aus dem Gesicht streichen, und ich sah, daß diese Hände weiß und mager waren, mit langen Fingern, sodaß er von Profession vielleicht ein Buchbinder oder ein Uhrmacher wie ich selber sein mochte. Und schon im Wegsehen überließ es mich, daß nun er mich seinerseits zu taxieren und klassifizieren begann, das aber mit einem Blick, der mich gleich damals und noch oft nachher, wenn's dazu kam, zornig und verlegen, schließlich aber bloß kleinwüzig machte. Von oben herab und von unten herauf sah er unseineren an, und seine Augen waren dabei kalt und dunkel wie blau angelaufener Stahl. Dann tat er seine dünnen Lippen auseinander, und man hoffte, daß er jetzt lächeln würde, während in Wirklichkeit nichts weiter vor sich ging, als daß man seine schönen schneeweißen Zähne sah. Klüger als ich war er sicher, und man konnte es ihm wohl absehen, daß er traurig und düster war, was er aber mit Hochmut verbarg und in der hintersten Schublade verschloß. Uebrigens war er gewiß älter als ich, aber vielleicht nicht um viel, und ich hielt ihn für vierundzwanzig. Auch überlegte ich es, daß er wahrscheinlich doch kein Buchbinder und Uhrmacher sein würde, eher ein Feinmechaniker, auch ein Goldarbeiter oder Klavierstimmer hätte er mit den langen Fingern ganz gut sein können. Jedenfalls aber schien er mir auf irgend eine noch nicht fest-

gestellte Weise überlegen, und ich fühlte es unter einem leisen Unbehagen, wie er mich jetzt schon in seine Hände bekam, ohne daß er sie eigentlich nach mir auftat. Auch wußte ich gleich, wie ich es nie dazu bringen würde, daß er unseineren für voll und ebenbürtig ansah. Und er ging doch affur so stromerhaft und abgerissen neben mir her, war auch noch krank dazu, und wenn er mit seinem Husten anfing, hätte man dem Wind sagen mögen: Blas den nicht weg! und dem Regen: Mach ihn nicht naß!

Derweil ich dies alles überschlug, sagte er mit seiner von einer leisen Heiserkeit überschatteten und zerbrochenen Stimme: „Sie sind ein Oesterreicher?“

Ich machte den Mund auf und wieder zu. Gewiß, ich war aus dem Oesterreichischen. Aber um das ging es hier nicht, sondern darum, daß dieser Mensch Sie sagte. Er lief auf der Landstraße zwischen Blümlisalp und Marstadt mit einem aus-gelehrten Uhrmacher aus Oesterreich, hatte vertretene Schuhe an den Füßen und fror in seinem dünnen nassen Rock wie ein Heuschreck, gab erst keine Antwort, wenn ich seelengern mit einem verwandten Menschen geredet hätte — und nun sagte er Sie. Ich schluckte das alles hinunter, blieb standhaft und gab in Troß und Munterkeit die Antwort: „Ja, natürlich bin ich aus Oesterreich! Du hast das gleich erraten, Bruderherz! Nur auch, wie du das erraten hast, möchte ich wissen — du!“

Er lächelte. Er lächelte ganz fein, und obwohl es gar nicht hoffärtig, sondern nur freundlich und nachsichtig gemeint war, kam mir der Mensch impertinent vor. Er lächelte, weil er sich dachte, daß man diesem Buben seinen Willen lassen müsse. Und also, ich wußte es im voraus, also sagte er hinfort du zu mir. Es stellte sich heraus, daß er ein Russe war. Das heißt, jetzt kam er von Zürich, wo er sich zwei Jahre lang aufgehalten hatte, und vorher war er ein Jahr in Wien gewesen. Das gab Gesprächsstoff, den ich auch gleich auszuwirren versuchte; aber mein Russe, der Sergej hieß, trug seine schweigsame Düsternis wie die Leinwandspindel Rührmischmachten vor sich her, und die zwei Falten, die ihm von der Nase herunter um die dünnen Lippen liefen, setzten seinen Mund unter Klammer und Klaufur. Und weil dann übrigens auch wieder der Regen kam, auch der Wind und der Kamerad sagte, daß er noch vor Stundenschluß auf dem Hauptpostamt von Marstadt sein müsse, trachteten wir mit langen Beinen auf der wässrigen Straße vorwärts und sahen in Trappistenbeschaulichkeit jeder für sich selber zu, wie auf dem Felsen über der Aare nun auf einmal die mauergraue und dächerrote Stadt im wolkenüberschiffen Abend lag. Auch ein turmvolles Glocken flog zu uns herüber, und wir marschierten zu der uralten steinernen Aarebrücke hinunter, die sich in vier



Paul Altherr, Basel.

Winkelrieds Seldentat. Wandgemälde an der Ostwand des Hofes im Rathaus zu Rheinfelden.

flachen Bögen über den Fluß legt. Und dann war auch schon das erste Laubensträßlein da mit den gemalten Häusern, den Türklöpfen und Schmiedeisernen Gittern vor den Fenstern, und Wagen fuhren, Pfeifer bliesen den Berner Marsch, und Soldaten trommelten, junge Menschen gingen mit ihren Liebsten spazieren, kleine Kinder hängten sich an den Rock ihrer Mütter, und der Polizist, den wir ums Postbüro befragten, gab uns auf ernsthafte und würdige Weise die verlangte Auskunft.

Wie nun alles weiterhin vor sich ging und alles ganz anders kam, als ich mir's in Traum und Wachen ausgemüht hätte, ist bald gesagt und in Kürze niedergeschrieben, wenn ich

mir auch damals oft nicht klug gewesen bin und es mir so vorgekommen ist, als ob mich jemand an seiner Hand mitten durch die Ereignisse geschoben hätte, bis ich wieder draußen zu stehen kam, allein, beschädigt und abgefertigt vor den zugeschlagenen Türen. Ich habe damals in den Augen der andern und gewiß auch in den meinen nur eine geringe Figur gespielt; aber wenn ich es heute überlege, sind in mein Leben zu jener Zeit die ersten Schatten gefallen, und aus Unverstand und Dumpsheit ist Begreifen und Trauer geworden, sodaß ich mit schwerem Herzen, als mir das in meiner Affenjungheit je widerfahren war, meine Straße weitersuchen mußte...

(Fortsetzung folgt).

## Dramatische Rundschau XIV.

(Schluß).

Sehr respektable schauspielerische Leistungen zeitigten die Neuinszenierungen von Hebbels „Judith“ im Pfauen und Shakespeares „König Lear“ im Stadttheater, beide nach den Prinzipien der Reliefbühne veranstaltet, von der man bei uns einmal alles Heil erhofft hat und deren Bequemlichkeit die Regie wohl zu schätzen weiß. Ihre Vorzüge (nicht zuletzt die Verminderung der Zeitdauer einer Aufführung) wird niemand in Abrede stellen; daß aber auch nicht alles und jedes nach diesem Schema zu erlebigen ist, hat einem kritischen Auge mehr als eine Szene dieser beiden Stücke bewiesen. Eine ebenfalls sehr gute Aufführung (auf der Pfauenbühne) von Anzengrubers Sittenstück „Das vierte Gebot“ brachte eine Ueberraschung: dieses 1878 erschienene Drama zeigt eine ganz erstaunliche Mischung von jener scharfen Charakteristik, die später Hauptmann übte, mit jener das Brutale so wenig wie das Rührselige scheuenden Theatralik, die die Stärke Sudermanns bilden sollte.

Mit Gastspielen sind wir im Schauspiel bisher nicht verwöhnt worden. Rosa Bertens spielte Strindberg, Ibsen und Shaw mit jener Meisterschaft, die nicht selten zur Virtuosität wird, die kalt läßt; die schauspielerische Maschine läuft tadellos, aber ein geschärftes Ohr hört sie ganze Strecken weit leer klappern, ungespeist vom eigenen Erleben des Schauspielers. Vollends im Komödiantenhaften stecken blieb der belgische Tragöde Carlo Liten, der uns mit seiner höchst mäßigen Truppe im Pfauentheater Verhaerens Drama „Le cloître“ (Das Kloster) vorführte. Ein Mönch, der schon zehn Jahre lang den unentdeckt gebliebenen Vaternord in der Abgeschiedenheit des Klosters seelisch verbüßt, verlangt plötzlich stürmisch nach der irdischen Sühne, kompromittiert dabei das Kloster und wird ausgestoßen — womit für mein Gefühl die eigentliche Tragödie erst ihren Anfang nimmt, weil er, da sein Verbrechen verjährt ist, keinen Richter mehr finden wird... Mit Künstlern von ganz andern Rang machte uns die Oper bekannt: George Baklanoff, Paul Bender, Hermine Bosetti stehen auf den Höhen der Vollendung; im übrigen sind die Taten der Oper bald aufgezählt. „O Tannebaum...“, ein deutsches Weihnachtsmärchen von E. Grillenberg, erfüllte nicht nur seinen besondern Zweck, die Kinderwelt zu ergötzen, sondern bereitete, vor allem durch die oft sehr feine Musik von Max Conrad, auch den Erwachsenen Vergnügen. Offenbachs „Schöne Helena“, die sich Glucks „Orpheus“ als heiteres Gegenstück an

die Seite stellte, vermochte trotz der neuen Aufmachung nicht dauernd zu fesseln; auch Humperdincks vom Melodrama zur Oper ausgearbeitete „Königsfinder“ mit ihrem lyrisch verflüssigten Wagnerstil sind jüngst von dem in so wenig kindlicher Weise vertonten Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ abgelöst worden. Wagners Vorherrschaft scheint sonst bei uns gebrochen zu sein; aber wo bleibt der Mut, über bloße sorgfältige Neueinstudierungen hinaus Neues zu wagen? Als Schlager ist Leo Fallas Operette „Der fidele Bauer“ zu verzeichnen.

Ein Ereignis bildete die Aufführung von Tolstois nachgelassenem Drama „Die lebende Leiche“, dessen zwölf Bilder auf der diesmal ausgezeichnet wirkenden Reliefbühne ohne Pause in knapp zweieinhalb Stunden an uns vorüberzogen und am Schluß einen mächtigen Beifall auslösten. Ein ebenso haltloser als gutmütiger Mensch will sich aus dem Wege räumen, damit seine Frau ohne ekelhaften Scheidungsprozeß seinen Freund heiraten kann; aber feige wie er ist, läßt er es beim geschickt arrangierten Anschein bewenden, er habe sich ertränkt. Die Liebenden finden sich und werden glücklich, während er als „lebender Leichnam“ sich in Spelunken herumtreibt und sich kümmerlich am Bewußtsein seiner guten Tat wärmt; aber einmal wird er redeselig, und ein Erpresser, der mit der Androhung einer Klage wegen Bigamie bei den Glücklichen Geld machen will, bringt die Sache vor Gericht, wo der arme Teufel endlich den Mut zum erlösenden Schusse findet. Die Handlung ist noch unfertig und unklar; aber gleichwohl — und ob schon dieses Hin- und Herpendeln zwischen sittenstrenger Orthodoxie und losgebundener zigeunerhafter Gefühlschwärmerei russische Verhältnisse voraussetzt — wirkte doch alles, vom ersten bis zum letzten Wort, erschütternd. Wir sehen ein nach fremden Mustern gewobenes Lebensnetz; aber zu dem Menschen, der sich darin zutode zappelt, können wir doch „Bruder“ sagen: das ethische Problem ist auch uns verständlich. Daß wie in jedem großen Dichter auch in Tolstoi zwei Seelen lebten, macht dieses Stück besonders klar; unähnlich so vielen Nur-Moralisten hat Tolstoi den ersten Drittel seines Lebens nicht vergessen. Vom Menschen redet er zu uns, vom Odysseus dieses Erdenbauseins, der zwischen der Skylla starrer Sitte und der Charybdis lösenden Sinnengenußes hindurchzusteuern versucht und so oft Schiffbruch erleidet...

Konrad Falke, Zürich.

## Erwachen

Sie lagen wie die junge Saat,  
Als sie der Schnee zu Boden trat;  
Der Winter mußte siegen,  
Die starren Felder schwiegen,

Und alles schlief,  
So traumlos tief...  
Doch mit dem Frühling wieder  
Erwachten meine Lieder.

Helene Wende, Bern.